

(Nachdruck verboten.)

8) Mutters Hände.

Zwei Bilder von Björnsterne Björnson.

„Liebe Mutter, es ist sieben Uhr. Wo mögen die Pferde bleiben?“

„Ich habe gemeint, wir könnten heute hier übernachten und erst morgen früh weiterreisen.“

„Hier übernachten, Mutter —?“ sie lehrte sich erstaunt zur Mutter. „Heute abend möchte ich so gern mit Dir reden.“ Die Tochter kannte den Ausdruck in den Augen der Mutter vom Abschied in Kristiania her wieder; sie wurde rot. Dann wendete sie sich wieder ins Zimmer.

„Daß uns lieber gehen“ — die Mutter kam und legte den Arm um ihre Schulter.

Gleich darauf waren sie unten am Fluß. Die Luft stand zwischen zwei Möglichkeiten, und dadurch wurden die Farben auf Feldern und Höhen gedämpft und gaben ein unsichres Empfinden. Von Baum und Wiese duftete es, und hinein drängte sich das Stromesbrausen.

„Das, wovon ich mit Dir reden möchte, ist Dein Vater.“ — „Vater?“ — Die Tochter wollte stehen bleiben; aber die Mutter ging weiter. — „Hier war es, wo ich ihn zuerst gesehen habe. — Du hast seinen Namen in Kristiania von niemandem erwähnen hören?“ — „Nein.“ — Ein ziemlich langes Schweigen folgte auf dieses Nein.

„Wenn ich mich niemals ganz über ihn ausgesprochen habe, so hat das seine Gründe, Magne. Du sollst sie jetzt hören. Denn jetzt kann ich Dir alles sagen; bis jetzt habe ich es nicht gekonnt.“

Sie erwartete, daß die Tochter etwas sagen würde; aber sie sagte nichts.

Die Mutter wendete sich halb um und deutete nach der Station, nämlich auf die Häuser, die daneben lagen. „Siehst Du das breite Dach dort, rechts vom Hotel? Das ist das Versammlungshaus, die Bibliothek und vieles andre. Die Ehre dafür gebührt Deinem Vater. Er gab alles Holz dazu. Wohlan, dort sah ich ihn zum erstenmal, oder richtiger, von dort aus sah ich ihn zum erstenmal; denn ich sah zwischen den Leuten, die ihn hören wollten; das ganze untre Stockwerk ist ein einziger Raum mit einer breiten, sich schräg neigenden Galerie darüber; es ist auf seine amerikanische Weise gebaut; Du weißt, Dein Vater ging hinüber, sobald er mit seinem Examen fertig war. — Komm nun, laß uns weitergehen! Diesen Pfad am Flusse entlang liebe ich. Ich ging ihn mit Deinem Vater auf Tag und Stunde sechs Wochen später, nachdem ich ihn zum erstenmal gesehen hatte; und da waren wir verheiratet.“

„Das weiß ich.“

„Du weißt auch, daß ich Hofdame bei der Königin war, als ich herkam. Sie wollte weiter hinauf und hinaus nach dem Fjord zu; vorher aber wollten wir einige Tage hier in der Gebirgsgegend bleiben.“

Wir kamen an einem Sonnabendnachmittag hier an (gerade so wie wir jetzt) und blieben über den Sonntag. Am Sonntag waren gewaltig viel Menschen hier, um die Königin zu sehen; sie wußten, daß sie zur Kirche gehen würde. Am Nachmittag strömten sie dann in das Versammlungshaus; sie wollten Deinen Vater sprechen hören; ich hatte im Hotel einen Anschlag darüber gesehen. Die Königin las ihn auch; ich stand daneben und sagte: „Ich habe furchtbare Lust zu gehn.“ — „Ja, geh Du nur,“ erwiderte sie, „aber es wäre wohl besser, wenn einer von den Kavaliern Dich begleitete.“ — „Hier unter den Bauern?“ fragte ich und trug Sorge, daß ich allein blieb.

Ich bekam einen Platz unter der Galerie, aber dicht neben einem großen Fenster, von wo aus ich den Weg weit übersehen konnte. Und als Karl Mander nicht zu rechter Zeit kam (das tat er selten), streckten alle den Hals, um einen flüchtigen Blick von ihm zu erhaschen; von der Seite mußte er also kommen. Da sah ich auch dorthin — und in weiter Entfernung wurden drei Männer sichtbar, Arm in Arm, einer war groß, zwei kleiner, der große ging in der Mitte. Ich sehe sehr gut und dachte gleich, von denen könne es keiner sein; denn die hatten noch allzuviel Zeit, Sie standen nämlich

jeden Augenblick still. Bald nach rechts, bald nach links schwankend, kamen sie daher. Aber die Leute fingen an zu flüstern und zu sichern. Als die Männer näher kamen, fühlte ich unwillkürlich, daß der Große Karl Mander sei, und ich schämte mich.“

„Er war betrunken?“

„Er war betrunken, er sowohl wie die beiden andern; auch sehr betrunken, der Doktor wie der Anwalt; das Schlimmste war, daß sie weder seine Freunde noch Gesinnungsgenossen waren. Es war ein „Trick“, den sie ihm gespielt hatten, denn es war Mode, ihm das anzutun. Sie wollten dafür sorgen, ihn betrunken zu machen; aber sie selbst waren dabei am betrunkensten geworden!“

„Entsetzlich, Mutter!“ Sie wollte stehen bleiben; aber die Mutter ging weiter.

„Ja. Ich hatte wohl allerhand über Karl Mander gelesen. Es ist aber doch etwas andres, wenn man es sieht.“

„Würde Dir nicht angst?“

„Freilich. Es war widerlich. Als sie aber so nahe kamen, daß ich die Gesichter unterscheiden konnte, und alle in der Versammlung, die sie sehen konnten, laut lachten, da befreite es mich von der Angst. Und ganz in der Nähe war Karl Mander so apart, daß sein Anblick mir geradezu ein Genuß war. Das gestehe ich.“

„Wieso apart?“

„Er war die strahlende Persönlichkeit in Person! Wenn man eine Kavalleriebrigade im lustigsten Galopp nimmt, — solche Fröhlichkeit bringst Du nicht zustande! Diese starke Gestalt mit dem gewaltigen Kopf hielt jene beiden kleinen, einen an jedem Arm, wie zwei Fallschoten, die schleppeten. Und dabei lachte und jubilierte er wie das ausgelassenste Kind. Er sah so gut und lustig aus, wie des Jahres längster Tag am Nordpol. Mit den beiden andern, die es darauf angelegt hatten, ihn betrunken zu machen — es war damals der Sport der Gebildeten, Karl Mander betrunken zu machen, sage ich Dir! — mit denen kam er im Triumph daher. Er war furchtbar stolz darauf. Hochgewachsen und breit in den Schultern, in hellfariertem fein und leichtem Wollanzug; denn er vertrug keine Hitze, er war ein Kaltwassermensch ersten Ranges, er badete noch, wenn das Eis kam. Er hielt den Hut, einen ganz leichten, der zusammengesetzt werden konnte, in der linken Hand. In der Regel ging er so; daheim hatte er nie einen Hut auf, und wenn er fort war, trug er ihn in der Hand.“

Starres, buschiges Haar, ungeheures Haar, braun; jetzt fiel es über die steile Stirn — ja, Du hast seine Stirn — und dann der Bart! Ich habe nie einen so schönen Bart gesehen. Er fiel ins Blonde und war sehr dicht, aber das Eigentümliche daran war das Feingekräuselte. Er war geradezu appetitlich, was ein Bart selten ist.

Und dann, diese tiefen Augen, so strahlend — etwas davon hast du — und zwischen ihnen der Nasenansatz, so fein gebogen, denn er war ein feiner Mann!“

„War Vater das —?“

„Du ewiger Gott, habe ich Dir nicht einmal den Eindruck beigebracht?“

„Doch, — aber — die andern haben —“ Sie schwieg, und nun blieb die Mutter stehen.

„Magne! Ich konnte, ich wollte Dich nicht hüten vor alle dem, was von den andern kam. Solange Du Kind warst und halb erwachsen, konnte ich Dir nicht alles erklären, wie es war. Es würde Dich auch dahin geführt haben, zu verteidigen, wozu Du noch nicht die Kraft hattest, es zu verteidigen. Und das konnte Dir schaden. Und dann kam noch etwas andres dazu.“

Aber jetzt sollst Du es wissen: seitdem Du ein Kind warst, habe ich Dir nie einen Rat gegeben, der nicht von Deinem Vater kam; Du hast ihn nie gesehen; aber ich kann doch sagen, daß Du nie einen andern gesehen oder gehört hast als ihn. Durch mich, verstehst Du.“

„Wie das, Mutter?“

„Wir kommen dazu. Nun sollte ich Dir verständlich machen, wie es kam, daß ich ihn geheiratet habe.“

„Ja, liebe Mutter.“

„Er stand dort auf dem Katheder und goß das Wasser

Herunter, Glas auf Glas. Er goß die ganze Karaffe hinunter und bekam mehr. Die Leute lachten, und er lachte. Die Art, wie er Karaffe und Glas sagte, war die eines trunkenen Mannes, er blickte auf und um sich her, als könne er weder sich noch uns so recht finden und lachte. Aber trotzdem . . . durch das alles hindurch sah ich den Gott.

Die offene, fröhliche Seele eines freien Mannes, Du. Unbekümmertes Selbstvertrauen im Griff nach dem, was er brauchte. Und dann hättest Du seine festen, einfachen Hände sehen sollen, Arbeitsfäuste. Auch das Gesicht, — das eines Mannes, der im Ueberfluß alles hat.

„Was sagten die Leute?“

„Sie kannten ihn, sie amüsierten sich nur. Und er amüsierte sich. Als er zu reden begann, gehorchte die Zunge ihm vollständig. Nur glaubte ich, die Stimme sei unnatürlich; sie klang gleichsam wie aus tiefem Innern. Aber das war seine richtige Stimme. Raum hatte er begonnen, so geschah etwas. Eine Schar Damen und Herren kamen vorüber, darunter auch jemand aus dem Gefolge der Königin. Wir konnten sie sehen, wir, die wir am Fenster saßen, und er sah sie ebenfalls: wir saßen, daß sie herein deuteten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine in Gedanken stehengebliebene Stadt.

Von Joseph Aug. Zug.

In Gedanken stehengeblieben — wie ein alter Regenschirm. Die alten Häuser stehen da, das Dach wie eine Haube weit über die Stirn vorgeschoben, erwartungsvoll. Sie horchen. Sie horchen, wie das Gras wächst unten am Marktplatz, sie horchen auf den Schritt, der in der Einsamkeit aufhällt, sie horchen, woher er kommt, wohin er geht. Sie stecken die Köpfe zusammen wie die Tratschweiber. Ein paar Dachlulen reißen die Augen auf und spähen herab; sie wollen auch was sehen von den aufregenden Vorgängen unten. Der alte Regenkasten macht ein sehr wichtiges Gesicht, er weiß alle Neuigkeiten, die ihm zufallen, glück! glück! und wenn es regnet, plaudert er alles aus und unterhält sich laut mit dem geschwägigen Brunnen, der nie sein Maul halten kann. Sonst sehen sie eckbarlich aus, diese alten Häuser, die einen freundlich, die anderen griesgrämig und übelkannig, die einen in die Knie gesunken und auf Krücken gestützt, und die anderen noch ein bißchen eisensresserisch in die Höhe gereckt mit einem alten dicken Turm, wie ein Veteran, der mit seinen nie erlebten Kriegserlebnissen und Heldentaten den Spiegeln seiner Kunde gewaltig zu imponieren versucht. Sonst sind sie alle von altväterlicher Zugut und Sittsamkeit, soweit man auf den ersten Blick sieht; was sie an Geist und Galle, an kleinlicher Bosheit an Nachsicht hegen, geht einem nichts an, das ist ihr menschlich zugewogener Teil. Nur das Haus des Anstreichers und Zimmermalers benimmt sich etwas grell wie ein Narr und tanzt den behäbigen Kleinbürgern die moderne Zeit in etlichen Bodsprüngen vor. Sie alle stehen da und warten auf das Nichts, das kommt. Oder warten auf den Märchenprinzen, auf den sie schon in ihrer Jugend gewartet haben, und auf den sie noch immer warten, obzwar sie inzwischen viel hundertjährige Betteln geworden sind.

Ich weiß nicht, wie ich in diese vergessene Stadt gekommen bin; ich muß rein aus Versehen in die Galoischen des Glücks getreten sein. Die versetzen einem bekanntlich gleich um fünf-hundert Jahre zurück. Das Unbekannte, längst Vergangene wird wieder neu. Quer über einer großen, etwas unschlüssig gewordenen Hauswand steht das Wort: Apotheke. Ich kann nicht widerstehen und trete durch den niederen Türbogen in den geheimnisvoll dunklen Raum. Ich kaufe Pfefferminztee. Ich weiß nicht, warum ich Pfefferminztee kaufe. Aber das Wort gefällt mir. Darum also verlange ich Pfefferminztee, obzwar ich ihn nicht brauchen kann. Ich habe gehört, daß er gut ist gegen Leibschmerzen. Ich habe nicht Leibschmerzen. Am Platz steht ein altes Weiblein, dem will ich den Pfefferminztee schenken. Ich flüstere ihr das Nötige ins Ohr, sie ist taub, ich muß daher lauter flüstern. Die alten Häuser, die das Gras wachsen hören, horchen auf, die Dachlulen ziehen die Augen noch höher, der Regenkasten hat gleichfalls die Neugierde vernommen. Das Weiblein kreischt lachend auf, und mit einem freudigen, verständnisvollen Blick reißt sie das Päckchen an sich.

In einer Haustür baumelt ein Zettel, der sich krümmt vor Langlewille. „Hier ist ein möbliertes Zimmer zu vermieten.“ Wär's nicht hübsch, einmal aus den Fenstern eines Hauses auf diesen Platz zu sehen? Ich taste mich durch das finstere Vorhaus, über eine unbequeme, steile Steintreppe hinauf. Es riecht etwas muffig in dem Zimmer, aber der Blick aus den Fenstern hat Stimmung. „Es steht halt schon lange leer“, sagt die Hausfrau mit einem leisen Seufzer, gleichsam entschuldigend. „Es ist aber ein sehr gesundes Zimmer.“ Ich bin ein wenig besämt angeblickt der heimlichen Not, denn ich habe gar nicht die Absicht, ein Zimmer zu mieten. Ich wüßte nicht wozu. Der Form halber frage ich nach dem Preis.

Ich sehe die zitternde Erwartung der Frau, ihre Furcht, daß ich wieder gehen könnte, und ich fühle, daß ich mir da eine Schlinge gelegt habe. Aber heute habe ich ein großes Herz und miere das Zimmer, obzwar es gar keinen Sinn hat. Die Frau ist glücklich darüber.

Als ich wieder aus dem Hause herausträte, werde ich von drüben begrüßt. Der hat natürlich schon das Gras wachsen gehört. „Besetzer und Wachszieher“ steht über seiner Tür. Eine schöne gotische Kirche aus Lebkuchen befindet sich in seinem Schaufenster. Wer weiß wie lange schon. Auch der hegt Hoffnungen, denke ich unwillkürlich. Ich bin wehrlos gegen Leute, die ein stilles Anliegen haben. „Was kostet die Kirche?“ Also laufe ich auch die Kirche. Die Schachtel ist groß und schwer. Wozu hatte ich das nötig? Ich raste ein wenig vor dem Nachbarhaus, lust bei einem Laden, der mein besonderes Interesse in Anspruch nahm. Eine Messerschmiede. Blinkende Stahlstücken hängen in den Fenstern, Taschenmesser, Küchenmesser, Jagdmesser, Sichel, Sensen. Besonders die Sensen interessieren mich. Ich kann nicht mähen, das macht's. Der Meister bittet mich einzutreten. Ich trete ein. Er fragt, was ich wünsche. Ich sage, daß ich eine Sense wünsche. Ich will hinzufügen, daß ich zwar eine Sense wünsche, daß ich sie aber nicht brauchen kann und daher nicht kaufen will. Aber er hat sie schon eingepackt. Was würde der Mann denken? Ich mache gute Miene zum bösen Spiel, bezahle die Sense und wandere nun mit der großen Schachtel und mit der großen Sense. Mein Gott, ich habe mir immer ein Haus gewünscht und ein Stück Feld dazu, und wenn man ein Feld hat, braucht man auch eine Sense. Ich habe zwar noch nicht das Haus und auch nicht das Feld, aber ich habe jetzt wenigstens doch die Sense, immerhin ein Anfang.

In goldenen Lettern grüßt mich die Aufschrift: „Gasthof zur Stadt Frankfurt“. Der Kellner hat nichts zu tun, die Fliegen gähnen im Speisesaal, sie sehnen sich alle nach Beschäftigung. Ich bestelle ein großes Essen für zwölf Personen zum Abend. Ich weiß nicht, wo ich die zwölf Personen hernehmen soll, aber ich vergönne diesen Leuten hier einen guten Tag, und sie sollen wissen, daß sie nicht umsonst gewartet haben.

Entweder hat das alte Weiblein sein Geheimnis ausgeplaudert oder hat es der Regenkasten dem Brunnen allzu indiscret zugerufen, oder war es der Brunnen, der es in die aufgehobene Stille hinausgeplätschert hat, kurz, man wußte plötzlich in der Stadt, daß der langersehnte Märchenprinz nun endlich gekommen sei, und daß man jetzt seinen Markt machen müsse.

Der „Gärtler und Galanteriepengler“ belud mich mit großen, schönen Messingleuchtern, für die er seit fünfzig Jahren vergebens nach einem Käufer gesucht hatte, der Nähmaschinenhändler, der ein neues Portal hatte anbringen lassen zum Zeichen, daß hier die neue Zeit das lebendige Kleid der Gottheit schmiedert, beglückte mich mit einem Ratterkasten, die „behördlich autorisierte Lehrerin für französische Sprache“, lud mich ein, Stunden zu nehmen und schlug meinen Einwand mit der unansehnlichen Begründung nieder, daß es „unter keinen Umständen schaden könnte, die französische Grammatik zu wiederholen“, und ich tat, wie mir gehehen wurde, und kaufte, kaufte und kaufte. Ich schleppte, was ich schleppen konnte, und erkannte die Weisheit der Vorkehrung, die mich veranlaßt hatte, ein Zimmer zu mieten. Denn nun konnte ich alles deponieren und war sehr glücklich darüber, daß das Sinnlose doch einen Sinn hatte.

Und als alles gut untergebracht war, ging ich wieder auf die Straße und begehrte zu wissen, was es noch zu genießen gäbe.

Noch zu genießen! Die Leute schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. Solch' ein Rimmerstall!

Es gab nichts mehr zu genießen. Soll ich nun sitzen bleiben und mein ganzes unbrauchbares Gerümpel bewachen, und hören, wie auf dem Marktplatz das Gras wächst?

Ich habe nun alles, was mir die in Gedanken stehengebliebene alte Stadt geben kann, ich habe nun ek. Essen im Gasthof „Zur Stadt Frankfurt“, ich habe meine Wohnung am Stadtplatz, ich habe eine ganze Kumpellammer voll Trödelstücken, ich kann bestienfalls zu meiner Sense noch ein Feld und zum Feld noch ein Haus bekommen, weiter aber nichts.

Doch, bitte! Ich kann, wenn es sehr hoch kommt, selber in Gedanken stehengeblieben — wie ein alter Regenschirm.

Und das mag ich nicht.

Darum bin ich nach zwei Stunden wieder gegangen.

Ja, ja, die schöne alte Stadt, die in Gedanken stehengebliebene schöne, alte Stadt!

Sie ist ein Traum; aber, ich schwöre es Euch, sie ist nicht einmal ein schöner Traum!

Die Wassersucht.

Von Dr. A. Lipsius.

Die Wassersucht ist nie eine Krankheit für sich: sie ist stets nur eine Folge anderweitiger Erkrankungen in unserem Organismus. Vor allem sind es die Krankheiten des Herzens und der Nieren, die zu Wassersucht führen.

Die Wassersucht stellt eine Ansammlung von Lymphe in den Lymphspalten dar. Die Lymphspalten finden sich zwischen den Zellen in allen Geweben des Körpers. Auch die Bauchhöhle, deren Anschwellen bei der Wassersucht so auffällt, ist eigentlich bloß eine Lymphspalte zwischen dem dünnen Gewebsüberzuge, der die Wände

des Bauches ausleitet, und dem dünnen Leberzuge der Bauchorgane, d. h. des Darmes, der Leber usw. Die Lymphe nun ist ein Teil des Blutes, der durch die dünnen, porösen Wände der Kapillaren, der kleinsten Blutgefäße hindurch, die zu allen Körpergeweben hinziehen, zu den einzelnen Zellen hinströmt, um sie zu umspülen. Mit der Lymphe gelangen zu den Körperzellen die Naturstoffe des Blutes. Mit den Ausscheidungsprodukten der Zellen beladen, kehrt die Lymphe durch die Lymphgefäße wieder zum Blute zurück. Die Lymphgefäße sammeln sich an manchen Stellen des Körpers in winzigen Ausbuchtungen, die man in der Wissenschaft direkt als Zisternen bezeichnet hat. Schließlich vereinigen sich alle Lymphgefäße zu einem größeren Stamme, der unmittelbar in eine große Blutader, die linke Schlüsselbeinvene einmündet.

Nun leuchtet ein, daß in jenen Fällen, wo eine Störung der Abfuhr der Lymphe in das Blut vorhanden ist, es zu einer Stauung der Lymphe in den Geweben und in der Bauchhöhle kommen muß, daß also Wasserlucht auftreten wird. Zu solch einer Störung der Abfuhr kommt es aber nur äußerst selten, wenn nämlich durch irgend eine Geschwulstbildung im Brustkorbe der Hauptlymphstamm zu gedrückt wird und die Lymphe nicht in das Blut zurück kann. Viel häufiger und von großem praktischen Interesse in der Medizin ist die Wasserlucht, die bedingt ist durch eine reichliche Bildung der Lymphe, der die normal bleibende Abfuhr der Lymphe nicht genügen kann. Das ist zunächst bei Erkrankungen des Herzens der Fall.

Wenn das Herz krank ist — und das kann auf verschiedenen Ursachen beruhen —, nicht mehr den Anforderungen genügt, die an ein gutes, unermüdetes Pumpwerk gestellt werden, so wird das aus den Venen kommende Blut nicht prompt weitergeschafft werden können. Die Körperarterien sind weniger bluthaltig als in normalen Verhältnissen, das Blut flaut sich in den Venen. Die Venen sind stärker gefüllt, der Blutdruck in ihnen ist erhöht, der ganze Blutstrom behindert, verlangsamt. Dem aus den Arterien kommenden Blute wird nun von seiten der Venen ein größerer Widerstand entgegengehalten, als es sich gehört. An der Stelle, wo die Arterien in die Venen übergehen, in den Kapillaren, kommt natürlich der erhöhte Venendruck zum Ausdruck. Das Blut, das aus den Arterien kommt, kann nicht prompt weiter, es tritt durch die Wände der Kapillaren in größeren Mengen als sonst hindurch und die Wasserlucht, die Anhäufung von Lymphe in den Geweben und den Höhlen des Körpers ist da. Es tritt mehr Lymphe aus, die Abfuhr der Lymphe zurück ins Blut genügt nicht den erhöhten Anforderungen, ja die Abfuhr kann noch aus demselben Grunde verlangsamt sein, wie der Blutstrom überhaupt: die Lymphe tritt ja schließlich aus dem großen Lymphgang in die linke Schlüsselbeinvene, in der aber — wie in allen Venen beim kranken Herzen — der Blutdruck erhöht ist und dem Lymphstrom wird ein größerer Widerstand entgegengebracht. Aus diesem Mißverhältnis zwischen Zufuhr und Abfuhr der Lymphe von den Geweben entwickelt sich die Wasserlucht.

Eine zweite so häufige Ursache der Wasserlucht sind die Erkrankungen der Nieren. Manchmal kann hier die Wasserlucht dadurch bedingt sein, daß durch die mangelhafte Tätigkeit der Nieren das Herz geschädigt wird, und dieses nun nicht seine normale Leistungsfähigkeit besitzt. Die Wasserlucht entsteht dann wie bei allen anderen Schwächezuständen des Herzens. In den meisten Fällen von Nierenkrankheit aber kommt die Wasserlucht auf andere Weise zustande.

Eine jede Krankheit ist ja verändertes Leben, ein Leben von Zellen, das — aus tausend Ursachen — anders verläuft, als wie wir es als „normal“ bezeichnen. Bei diesem veränderten Leben entstehen nun andere chemische Stoffe als Abbauprodukte, Schlacken der Zellen als im Leben der gesunden Zellen. Auch gehen häufig die kranken Zellen zugrunde, sie zerfallen. Die Abbau- und Zerfallsprodukte der kranken Zellen gelangen ins Blut und können nun ihre Wirkung im ganzen Körper entfalten. So kann die Erkrankung eines Organs die Erkrankung mehrerer Organe nach sich ziehen. Das ist bei der Erkrankung der Nieren besonders häufig der Fall. Welche chemischen Stoffe es sind, die hier ihre Tätigkeit entfalten, wissen wir nicht. Wir kennen nur die Tatsache ihrer Wirkung. Es erkrankt zum Beispiel sehr häufig das Herz beim Nierenkranken, wovon wir schon gesprochen haben. Durch die Stoffe, welche im Blut des Nierenkranken kreisen, werden nun auch die Kapillarwände geschädigt, sie werden durchlässiger für die Lymphe. Es tritt mehr Lymphe aus dem Blut in die Gewebe. Die Abfuhr der Lymphe aber ist nicht genügend gesteigert. Wieder ist ein Mißverhältnis zwischen Zufuhr und Abfuhr der Lymphe da und die Wasserlucht ist die Folge.

Neuere Untersuchungen bestätigen diese Auffassung, die schon von vielen hervorragenden Forschern vertreten worden ist. Es wurde eine Niere fein zerrieben und eine geringe Menge davon einem normalen Hunde eingespritzt. Durch eine geeignete Versuchsanordnung ließ sich nun zeigen, daß dann die Lymphbildung, der Austritt der Lymphe in die Gewebe vermehrt war. Wir haben hier dieselbe Erscheinung vor uns wie bei einer Nierenkrankung: in das Blut eines normalen Tieres haben wir die Zerfallsprodukte von Nierenzellen eingeführt, die beim Verreiben der Niere getötet worden sind. Dasselbe trat ein, wenn einem Tiere die Niere (auch wenn es nur die eine war) dadurch geschädigt wurde, daß die Arterie, die das Blut zur Niere bringt, oder der Harnleiter, der den Harn von der Niere zur Blase führt, zugeedrückt, abgebunden wurden. Hier ist die Niere künstlich krank gemacht worden und als Wirkung davon die vermehrte Bildung von Lymphe.

Einen ganz ähnlichen Vorgang stellt die Entstehung entzündlicher Schwellungen dar, die eigentlich nur eine begrenzte, eine lokale Wasserlucht darstellen. Durch den das betreffenden Gewebe treffenden Reiz, der ein mechanischer oder chemischer sein kann, werden die Blutgefäße beeinflusst, sie werden, wie durch Versuche gezeigt worden ist, durchlässiger für Lymphe und für die weissen Blutkörperchen; diese nun, wenn sie in Massen aus den Kapillaren austreten, können die klare Lymphe trüben und sie zum Eiter machen.

Kleines feuilleton.

Tierhandel und Löwenfang in Afrika. Ueber den Handel mit wilden Tieren und ihren Fang im inneren Afrika macht Captain Fritz Duquesne in „Frisch Magazine“ bemerkenswerte Mitteilungen. Die Preise, die auf den Tiermärkten im Innern, etwa in Nairobi oder Port Florence, erzielt werden, sind zwar viel geringer als die Summen, die dann in Europa gezahlt werden, aber doch schon beträchtlich. Für ein kleines Rhinoceros werden 1500 bis 2000 M. aufgewendet, für eine Giraffe 1000 bis 2000 M. und ebensoviele für ein kleines Hippopotamus; Elefantilopen und einige andere große Antilopenarten werden mit 500 bis 800 M. bezahlt, Babiane kosten nur 5 bis 20 M., andere Affen etwa ebensoviele, Krokodile 5 bis 25 M.; Elefanten haben Preise von 1500 bis 3500 M.; für Löwen und Leoparden wird je nach Größe und Schönheit eine Summe von 400 bis 700 M. angelegt. Nur die schwarzen Leoparden sind teuer. Ebenso erzielen der Gorilla und das stumpfnasige Rhinoceros sehr hohe Preise; ihr Wert schwankt auf Auktionen je nach dem Angebot zwischen 20 000 und 120 000 M. Auf solchen Tierauktionen, bei denen sich aufgeregte Szenen abspielen, werden auch telegraphische Gebote angenommen. Die Preise verdoppeln sich dann, wenn die Tiere die Küste erreichen, und schnellen natürlich noch mehr in die Höhe, wenn die Kosten für den Transport nach Europa und für eine längere Erhaltung hinzutreten. Da es nicht mehr als fünf große Zirkusse in der Welt gibt, die bedeutende Menagerien haben, und nur etwa 150 zoologische Gärten, so ist die Nachfrage nach wilden Tieren natürlich begrenzt. Unter den beim Fangen und Zähmen angewandten Methoden hebt Duquesne besonders den Gebrauch von Morphinum hervor. „Vor der Einführung von Morphinum“, schreibt er, „war das Geschäft des Tierfängers sehr aufregend und höchst grausam. Der Mann, der als erster auf den Gedanken gekommen ist, bei der Vändigung rasender Tiere Morphinum anzuwenden, war Rees Marais, ein Arzt aus Transvaal.“ Früher begann erst der eigentliche Kampf, wenn der Löwe in die Falle gegangen war und nun mit wildem Gebrüll die ihn umwindenden Stricke zu zerbeißen suchte. Marais machte diesem Ringen mit dem wütenden Untier ein rasches Ende. Er wußte dem Tiere blüßschnell das Ende einer Morphinumpitze in den Leib zu stoßen, und wenige Sekunden später begann das betäubende Mittel schon zu wirken. Der Beferscher des Waldes sank mit einem leisen Stöhnen in Ohnmacht und um das bewußtlose Tier standen die Eingeborenen mit allen Zeichen höchsten Staunens und bewunderten die Zauberkrast des weissen Mannes.

Gaustwirtschaft.

Vom Kuchenbaden. Unter den sieben Sachen, die nach einem alten Kinderliede zum Kuchenbaden gehören, ist neben gutem, backfähigem Mehl das Triebmittel der wichtigste Bestandteil. Das gebräuchlichste Mittel zur Foderung des Teiges ist Hefe. Die Hefe besteht im wesentlichen aus winzig kleinen, mit bloßem Auge nicht wahrnehmbaren Pilzen (Hefepilzen). Diese entfalten ihre gärende und treibende Tätigkeit, so bald man den Teig der Wärme aussetzt. Dabei wird Kohlensäure und Alkohol entwickelt, die im Teige zahllose kleine Poren erzeugen: der Teig geht auf. Im Backofen arbeiten die Hefepilze in der Masse so lange weiter, bis sie unter der Einwirkung der Hitze allmählich getötet werden.

Das Baden mit Hefe ist umständlich und zeitraubend, da man erst ein Hefestück ansehen, das Aufgehen bei einer bestimmten Temperatur bewirken, dann erst den Teig vollenden und schließlich ein nochmaliges Aufgehen abwarten muß. Weit bequemer und sicherer ist das Baden mit Backpulvern. Diese sind aus bestimmten Salzen zusammengesetzt, die in der Hitze völlig verdampfen oder indem sie chemisch aufeinander wirken, die zum Aufgehen des Teiges nötigen Gase entwickeln. Die meisten Backpulver ähneln in ihrer Zusammenetzung dem bekannten Brausepulver.

Für die einfache Gaustbäderei kann man sich Backpulver selbst herstellen durch sorgfältiges Mischen von 125 Gramm doppeltkohlensaurem Natron und 200 Gramm Cremor tartari (pulverisierte Weinsäure) (in jeder Drogenhandlung erhältlich). Diese trocknen und verschlossen aufzubewahrende Menge reicht für 20 Kuchen a 1 Pfund Mehl. Auf 1 Pfund Mehl nimmt man 3 Teelöffel oder 16 Gramm Backpulver. Man bekommt Backpulver auch ausgewogen, $\frac{1}{4}$ Pfund zu 20 Pf. oder in kleinen Päckchen, die auf 1 Pfund Mehl berechnet sind. Ein Mischlingen eines Backpulvers ist selbst bei ganz Ungeübten auszufüllen, wenn man folgende Regeln beachtet: Alle Zutaten müssen kalt angerührt werden, weil das Pulver sonst durch die Wärme sofort verdunsten und wirkungslos werden würde, um Klümpchen im Teige zu vermeiden, ist das Backpulver gesiebt zuzusetzen. Noch sicherer geht man, indem man das Pulver mit dem Mehl vermischt und beides vor dem Einrühren durchsiebt. Der

fertige Teig muß sofort gebaden werden. Läßt man beim Baden baden, so muß man sich mit ihm tags zuvor über die Badzeit verständigen.

Ein erprobtes Rezept für Napf- und Blechkuchen sei hier mitgeteilt:

Zutaten: 2 Pfund Mehl, ein reichliches halbes Pfund Butter oder gute Margarine, 1 Pfund Zucker, 8 Eier — wenn man mit Eiern sparen will, genügen auch 4 Stück —, 1/2 Liter Milch, die abgeriebene Schale einer Zitrone, 10 bittere Mandeln, 2 Päckchen oder 6 Teelöffel Backpulver. Nach Belieben kann man noch geriebene süße Mandeln, große Rosinen, Sultaninen und Korinthen zu gleichen Teilen, feingehacktes Zitronat oder 2 in der Milch gelöste Vanillezäpfchen, die als billiger Ersatz für die teuere Vanille künstlich sind, hinzufügen. Das erweichte Backfett wird mit dem Zucker schaumig gerührt. Man bedient sich dazu der Reibeseife oder — noch besser — eines der neuen arbeitssparenden Teigtrichter aus vielfach gebogenem, verzinntem, starkem Draht. Zu Butter und Zucker kommen Eier und Milch. Das Mehl mit dem Backpulver wird löffelweise untergerührt. Rosinen usw. kommen zuletzt in den Teig. Das Eiweiß kann man zu steifem Schnee schlagen und zuletzt leicht unterziehen; es ist jedoch nicht absolut nötig. Der Teig muß ziemlich fest sein. Die eine Hälfte füllt man in die gut gefettete und ausgestreute Napfform; die andere Hälfte wird mit einer Messerspitze Backpulver und soviel Mehl vermischt, daß der Teig nicht vom Löffel fällt. Auf ein Backblech hat man leicht gebuttertes Papier gelegt (damit der Kuchen nicht nach dem Blech schmeckt); dann gibt man den Teig darauf, bestreicht ihn mit zerquirtem Ei, streut mit wenig Zimt vermischten Zucker, gehackte ungeschälte Mandeln oder Streuseln darauf, belegt ihn hier und da mit Butterstückchen und bäckt ihn bei mäßiger Hitze eine halbe Stunde. Der Napfkuchen muß 1—1 1/4 Stunde baden. Der Blechkuchen schmeckt frisch am besten, der Napfkuchen erst nach einigen Tagen.

Nach dieser einfachen Vorschrift hergestellte Festkuchen sind bei gleichem Wohlgeschmack haltbarer und ausgiebiger als mit Hefe gebadene. Beim Baden mit Hefe geht immer ein kleiner Teil des Teiges durch Kohlenäure- und Alkoholbildung in die Luft. Das ist bei Backpulverkuchen nicht der Fall. M. Kt.

Anthropologisches.

Das Regergehirn. Professor Wilder hat die Gehirne von zwei namhaften weißen Philosophen mit denen von zwei obskuren Negern verglichen, von denen einer ein Mulatte, der andere ein ganz echter Schwarzer war. Die eigentliche Veranlassung dieser Untersuchung ist wohl die auf frühere Erfahrungen gestützte Vermutung, daß das Gewicht des Gehirns nicht den Maßstab für die geistige Bedeutung seines Besitzers genommen werden kann. Auch die Einzelheiten in der Ausgestaltung und Gliederung des Gehirns geben nicht immer einen Anhalt dafür. Allerdings haben erst neue Forschungen bewiesen, daß mit dem Alter das menschliche Gehirn an Gewicht zu verlieren beginnt. Früher hat man geglaubt, daß dieser Gewichtsverlust wenigstens nur im Greisenalter stattfindet, aber die neuesten Untersuchungen von Dr. Donaldson haben gezeigt, daß schon nach dem fünfzehnten Lebensjahre, also schon im Beginn des erwachsenen Alters an, eine geringe Abnahme des Gehirngewichts erfolgt, und zwar bis zum fünfundsünfzigsten Jahre in gleichmäßig geringfügigem Grade, in noch höherem Alter aber sehr viel schneller. Infolge dessen hat Professor Wilder bei seinen Forschungen über das Regergehirn, die er der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft vorgelegt hat, das Gewicht nur nebensächlich berücksichtigt. Aber auch mit Bezug auf die Ähnlichkeit der Form hatten die Regergehirne eine so auffällige Ähnlichkeit mit dem Gehirn wenigstens des einen jener beiden weißen Philosophen, daß der Forscher nicht umhin kann, daraus den Schluß zu ziehen, der Neger sei zu einer ebenso hohen geistigen Entwicklung fähig wie ein Vertreter der kaukasischen Rasse. Dazu ist freilich die Anmerkung zu machen, daß der Begriff Neger ein sehr weitgehender ist und viele ganz verschiedene Bevölkerungselemente umfaßt und daß einige Völker, die im allgemeinen zu den Negern gerechnet werden, eine erstaunlich hohe Intelligenz besitzen und eine höchst achtenswerte Kultur entwickelt haben, die nicht erst auf dem Wege der Gehirnuntersuchung bewiesen zu werden braucht.

Naturwissenschaftliches.

Monistisches. Wenn die Outfituierten daran gehen, im Wege der Vereinsmeierei eine Weltanschauung zu gründen, lassen sie gemeinlich die Logik zu Hans. Der Deutsche Monistenbund ist eine Partei, die jede Parteipolitik ausgeschlossen wissen will. Sie nennt dies ein Streben nicht nur nach einheitlicher, sondern sogar nach freier Weltanschauung, indem sie zu den Kulturfragen des öffentlichen Lebens „Stellung nimmt“. Man könnte versucht sein zu glauben, dies Programm sei in schiffrierter Sprache abgefaßt und habe in Wirklichkeit einen geheimnisvollen und anders lautenden Sinn. Aber abgesehen von einzigem wissenschaftlichem Bezug bestehen die Früchte des Monistenbundes, an denen wir ihn erkennen, nur in der krassen Feindschaft der Ultramontanen und neuerdings auch der protestantischen Oberbunzen, was die Sachlage folglich ein wenig aufhellt.

Die neueste Flugschrift des D. M. W. (wie der Bund sich alomobisch buchstabiert) ist ein Vortrag des nobelpreislichen Professor Wilh. Ostwald über „Die Einheit der physiko-chemischen Wissenschaften“. Der Geist dieser Einheit ist leicht zu fassen. In der Geschichte sei schon lange das Gesetz der Periodizität oder Wellenbewegung bemerkt worden, die ein notwendiges und keiner Erklärung bedürftiges Auf und Ab darstelle. Diese Schwankungen seien immer da, wo sich ein Gebilde durch Selbstregulierung in einem mittleren Zustande erhalte, zum Beispiel bei der Dampfmaschine. Der Regulator hinkle zeitlich nach, weil er sich erst dann zu betätigen beginne, wenn die zu korrigierende Ueberschreitung bereits eingetreten sei. So auch im sozialen Leben, wo es sich um solche automatisch regulierte Gebilde handle. Die Höhe der Schwankungen hänge in erster Linie von der Feinheit oder Empfindlichkeit des Regulators ab. Ostwald sagt dann wörtlich: „Für die sozialen Gebilde ist beispielsweise die Regierung mit der Funktion des Regulators beauftragt“. Dieser Satz scheint mir eine Enthüllung — aber eine von der Fahrenschweide des Kriegervereins. Wer hat denn die „Regierung“ als Regulator „beauftragt“? Doch nicht derselbe alte Herr, welcher... O, die Klerikalen haben sich unnötig aufgeregt! Glücklicherweise verläßt Ostwald gleich darauf ein Gebiet, für das er nicht mit dem Nobelpreis getront wurde, und bleibt bei seinem Leisten, d. h. beim Monismus der wissenschaftlichen Auffassung. Worauf er schließlich hinaus will, ist dies: Man brauche den „schneidenden Dualismus“ von Kraft und Stoff oder besser von Energie und Materie nicht mehr. Wenn sie untrennbar seien, hätte man sie gar nicht erst unterscheiden sollen. Auch stelle z. B. eine elektrodynamische oder optische Fernwirkung eine Kraft ohne Stoff dar. Vielmehr müsse man es so auffassen, monistisch: Die Quantitätsfaktoren der Energien stellen das dar, was wir weniger genau unter dem Begriff Stoff zusammenzufassen pflegen; die Intensitätsfaktoren aber haben den Charakter der Kräfte, das heißt der treibenden Ursachen. Bei Lichte besehen, finde ich, läuft diese D. M. W. Flugweisheit darauf hinaus, zwei Dinge nicht mehr I und II, sondern Ia und Ib zu nennen.

Aus dem Tierleben.

Zug- und Wandervogel. Die Wanderungen der Zugvögel entspringen den beiden Grundtrieben im Reiche der Lebendigen. Das Verlangen nach geeigneten Paarungs- und Futterplätzen treibt die Tiere in die Ferne, nach dem von Winterkälte verschonten Süden oft tief bis nach Afrika hinein. Freilich sind nicht alle wandernden Vögel so reisefreudig. Manche beschränken sich darauf, kleinere Absteher zur Nahrungssuche zu unternehmen, und gerade im hohen Norden, wo es oft an Futter mangelt, begnügt sich die Natur damit, ihren gefiederten Kindern ein dichtes, vor Kälte schützendes Federkleid zu spenden, ohne ihnen den Instinkt zu größeren Reiseplänen zu verleihen. Der im äußersten Norden Europas anläufige Seidenschwanz, dessen Brut und Nistgewohnheiten erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bekannt wurden, gehört in diese Gruppe. Der Seidenschwanz ist kein reiner Vegetarier. Im Sommer genießt er Insektenkost, während er im Winter von den Beeren der Eberesche oder des Vogelbeerbaumes lebt. Nur wenn ihm diese Nahrung durch Mischwuchs entzogen ist, begibt er sich auf die Reise. In großen Gesellschaften strebt er dann nach Süden, aber nur 1/2 weit, wie die Nahrungssuche es unbedingt erforderlich macht. Bisweilen begnügt er sich mit Ausflügen nach Dänemark und Norddeutschland, während er in einzelnen Jahren viel weiter südwärts, bis Italien, ja selbst bis Ägypten vordringt. Dies ungewöhnliche Auftreten der bunt und auffallend gefärbten Tiere, dessen Zusammenhang mit besonders schweren Wintern im Volke bald erlernet wurde, gab dem Seidenschwanz einen schlechten Leumund. Er wurde zum Unheilbringer in ähnlichem Sinne wie andere geschwänzte und unregelmäßige Himmelsgäste, nämlich die Kometen. In seinem Gefolge sollten Krieg und Seuchen einherziehen. Beobachtungen über die Wandergewohnheiten des Seidenschwanzes liegen schon aus sehr früher Zeit vor. Der berühmte Konrad Gessner berichtet über mächtige Seidenschwanz-Schwärme, die im Jahre 1552 zwischen Mainz und Bingen beobachtet wurden. Im Jahre 1571 wurden große Schwärme in Belgien und Italien gesehen, und die Italiener, deren südländische Barbarei gegen die Vogelwelt durch die Schönheit der seltenen Gäste nicht gerührt wurde, verzehrten sie mit bestem Appetit. Aus den folgenden zwei Jahrhunderten fehlen alle Aufzeichnungen über Seidenschwanzzüge. Erst in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts erzählen Berichte aus Thüringen von ihrem Erscheinen. Im 19. Jahrhundert wird ihr Kommen häufiger gemeldet. Auch andere Vogelarten zeigen sich als gelegentliche Gäste in Mitteleuropa oft in ganz ungläublichen Mengen. So der nordische Virlenzeisig und der Bergfink. Der letztere, der in Deutschland vom Vogelzuggesetz ausgenommen ist, wird in der Pfalz auf eine eigenartige, altertümliche Weise mit dem Wastoch gejaagd und in großen Mengen erlegt. Auch der Tannenhäher ist ein Gelegenheitswanderer. In schlechten Samenjahren wandert er aus seiner ostpreussischen und asiatischen Heimat weit nach Westen hin, manchmal bis nach England. Auch er gilt im Volke als Unglücksbringer. Im Anfang sind die Tiere, die in menschenleeren Einsiedeln zu Hause sind, recht zutraulich. Sie ändern ihre naive Menschenbeurteilung allerdings bald; nur ist dann ein großer Teil von ihnen der Jägerlist unterlegen. Besonders merkwürdig sind die Wandzüge des zentralasiatischen Steppenhußns, für die ein Grund anscheinend überhaupt nicht vorhanden ist.